

Materialien zur MISEREOR-Fastenaktion 2012 • Projektbeschreibung Nairobi

Wege aus dem Teufelskreis

von Sara Mously • Hamburg



© Harms/MISEREOR

Grau in grau, soweit das Auge reicht: ein Meer aus Wellblechdächern und staubigen Plastikplanen erstreckt sich entlang des Mathare River, wenige Kilometer von Nairobis Innenstadt entfernt. Wer hier lebt, ist ganz unten angekommen. Hat kaum noch eine Chance, einen Beruf zu erlernen, geschweige denn, jemals in ein Haus aus Stein zu ziehen, wo es fließendes Wasser gibt und eine funktionierende Toilette. Was in anderen Ländern ein Randphänomen ist, gehört in Kenia zum Alltag: Mehr als die Hälfte der Einwohner Nairobis lebt in Armutsvierteln wie Mathare. Sie drängen sich auf gerade einmal 5 Prozent des Stadtgebietes zusammen. Manches der rund 300 Quartiere besteht aus nur wenigen Hütten, das größte unter ihnen, Kibera, beherbergt 600 000 Einwohner.

Viele der Menschen in den Armutsvierteln müssen oft tagelang ohne Mahlzeit auskommen. Die extreme Armut in den Elendsvierteln trägt zu dem niedrigen jährlichen Bruttoinlandsprodukt in Kenia bei: Gerade mal 769 US-Dollar pro Kopf erwirtschaftet das Land. Zum Vergleich: In Deutschland sind es 40 542 US-Dollar. 25 Prozent der Bevölkerung lebt von weniger als einem Dollar am Tag. Millionen Menschen betteln und suchen auf Müllhalden nach Essbarem. Um der Verzweiflung, dem Hunger und der Scham zu entgehen, flüchten sich viele in Drogen. Verbreitet sind vor allem billige Lösungsmittel und Marihuana. In einer Armutssiedlung lebte bis vor kurzem auch die 14-jährige Neema. Ihr Zuhause war ein löchriger Verschlag, der eher einem Zelt als einer Hütte glich. „Ich bin die jüngste von sechs Geschwistern“, erzählt sie. Ihr Vater starb, als sie noch klein war. Eines Morgens lag auch ihre

Mutter reglos neben ihr im Bett. „Weißer Schaum war aus ihrem Mund getreten“, erinnert sich Neema, woran sie starb, weiß das Mädchen nicht. Neema macht eine Wellenbewegung mit der Hand und sagt: „Von da an verlief mein Leben so.“

3,4 Millionen Menschen leben in Nairobi. Vor 20 Jahren war es noch weniger als die Hälfte. Dürren, Landvertreibungen und der Verlust des Hauptnährers durch Krankheit oder Tod locken jährlich tausende Kenianer in die Hauptstadt und machen aus Nairobi eine der am schnellsten wachsenden Städte der Welt. Doch hinkt die Stadtplanung weit hinter der Bevölkerungsentwicklung her. Die „informellen Siedlungen“, wie die Elendsviertel offiziell heißen, sind nicht einmal auf den Karten verzeichnet. Die Hütten aus Blech, Pappe und Holz sind weder mit Strom versorgt, noch gibt es eine Müllabfuhr. Giftige Abwässer versickern ungefiltert im Boden. Bei Regen werden die Verschläge überflutet. Bricht ein Feuer aus, erfasst es schnell tausende Hütten. Auch Neemas Mutter kam einst mit ihr und ihren Geschwistern nach Nairobi in der Hoffnung auf ein besseres Leben. Sie konnte zwischenzeitlich einen Job ergattern. Als sie den wieder verlor, begann sie zu trinken und brachte nachts fremde Männer nach Hause. Immerhin ermöglichte sie ihrer Tochter, zur Schule zu gehen. Nach ihrem Tod änderte sich das. Neemas ältere Geschwister und ein Onkel steckten einer fremden Frau elf Euro zu, damit sie das Mädchen aufnahm. „Die kümmerte sich nicht um mich“, erzählt das Mädchen. „Stattdessen vertrank sie das Geld und zwang mich, für sie betteln zu gehen.“ Neema lief vor ihr davon, schaffte es, in einem Kinderheim

aufgenommen zu werden. Von dort gelangte sie ins Rescue Dada Centre.

Der Name „Rescue Dada“ ist eine Mischung aus Englisch und Kiswahili, wie sie im kenianischen Alltag häufig vorkommt. Er bedeutet: „Rette die Schwester“. So liebevoll, als wären es ihre eigenen Schwestern, kümmern sich die Lehrerinnen und Sozialarbeiterinnen des Hilfszentrums um die verlorenen Mädchen von Nairobi.

Die beiden Gebäude, in denen sich das Zentrum befindet, liegen im Stadtteil Ngara nahe der Innenstadt. In einem der Häuser leben die 70 Mädchen. Hier können sie schlafen, bekommen regelmäßig zu essen und haben viel Zeit zum Spielen. Das Haus gegenüber beherbergt die Klassenräume: Regelmäßiger Schulunterricht gehört zum Alltag der „geretteten“ Mädchen dazu.

Viele Eltern glauben, ein Mädchen müsse sowieso nicht lernen, sei nur zum Kinderkriegen und für den Haushalt da. Deshalb wurden viele Kinder in den Armenvierteln zum Betteln, Arbeiten oder zur Hausarbeit eingeteilt, anstatt zur Schule geschickt. UN-Berichten zufolge ist jedes achte kenianische Mädchen im Alter von 15 bis 19 Jahren bereits verheiratet. Im Rescue Dada Centre wird gegen solch überholte Rollenbilder angearbeitet. „Ein Mädchen, das zur Schule geht, kann später einen Beruf erlernen und seine Familie ernähren – sogar die eigenen Eltern“, weiß Mary Njeri Gatitu, 45, die das Rescue Dada Centre leitet. Jedes Mädchen im Zentrum wird daher seinen Fähigkeiten gemäß einer Klassenstufe zugeordnet und in der hauseigenen Schule unterrichtet. So soll es später Anschluss an eine staatliche Schule finden.

Das Rescue Dada Centre ist getragen von der Erzdiözese Nairobi und wird seit seiner Gründung in den frühen 1990er Jahren von MISEREOR unterstützt. Obwohl es mehr Jungen als Mädchen unter den Straßenkindern gibt, verschreibt sich die Organisation allein den Mädchen. „Wir versuchen damit eine Lücke in Nairobis Sozialarbeit zu schließen“, so Gatitu. Oftmals fallen die Mädchen durch das Raster der Sozialarbeit: „Sie leben versteckter, und sie fallen seltener durch Gewalkriminalität auf“, berichtet Gatitu. „Das ist fatal, denn unter den rauen Verhältnissen auf der Straße und in den Armenvierteln leiden die Mädchen am meisten.“ Oft werden sie Opfer sexueller Gewalt – zum Beispiel durch Zwangsprostitution. „Die Folge sind viel zu frühe Schwangerschaften, psychische Traumata und HIV-Infektionen.“ HIV und AIDS sind weit verbreitet in Kenia. Täglich sterben 220 Menschen an den

Auswirkungen des HI-Virus, die Vereinten Nationen schätzen die Zahl der AIDS-Waisen auf über eine Million. AIDS ist einer der Gründe für die niedrige Lebenserwartung in Kenia von unter 60 Jahren. Für viele Mädchen von der Straße sind HIV und AIDS sowohl Ursache ihres sozialen Elends als auch dessen Folge: Durch sexuelle Übergriffe und Prostitution infizieren sie sich mit dem Virus. Wer zugibt, HIV-positiv zu sein oder wessen Eltern an AIDS gestorben sind, wird von Familienmitgliedern oft stigmatisiert und verstoßen – und ist damit völlig auf sich allein gestellt.

Die Mädchen im Rescue Dada Centre sind vier bis 16 Jahre alt. Um sie kümmern sich 13 fest Angestellte – darunter drei Sozialarbeiterinnen, vier Lehrerinnen und drei „Hausmütter“, die für die Kinder kochen, ihnen Medikamente geben und sie zu Bett bringen. Immer wieder klopfen Studenten oder sogar ausgebildete Lehrer und Psychologen an die Tür des Zentrums und wollen sich ehrenamtlich engagieren. Acht freiwillige Helfer unterstützen das Heim derzeit unentgeltlich. Nicht nur Frauen, auch einige Männer sind unter den Sozialarbeitern, Lehrern und Helfern. „Das ist sehr wichtig“, erklärt Chef-in Gatitu, „denn viele Mädchen haben ein negatives Männerbild.“ Viele Väter sind gewalttätig oder haben die Familie früh verlassen.

Bei Rescue Dada lernen sie, dass Männer durchaus fürsorglich sein und Verantwortung übernehmen können. „Das erhöht später hoffentlich ihre Ansprüche bei der Partnerwahl“, so Gatitu.

Ein Jahr bleiben die Mädchen im Rescue Dada Centre. Die wenigen Sozialarbeiter müssen sich gut organisieren, um in dieser Zeit allen 70 Mädchen helfen zu können. Zu Beginn rekrutieren sie die Mädchen. Sie durchstreifen die einschlägigen Viertel der Stadt, sprechen mit ihnen, bieten Hilfe an. „Druck bauen wir dabei niemals auf“, erklärt Sozialarbeiter Jackson Ochieng, „Die Mädchen können nur etwas ändern, wenn sie es selbst wollen.“

Der Aufenthalt im Zentrum beginnt für die meisten mit einem zweiwöchigen Drogenentzug und einem medizinischen Check-up. In dieser Zeit müssen sie noch nicht am Unterricht teilnehmen. Stattdessen lernen sie ihre Wäsche zu waschen, sich zu pflegen und ihre Betten zu beziehen. Dinge, mit denen sich einige von ihnen noch nie in ihrem Leben befasst haben. Ist die Eingewöhnungsphase abgeschlossen, beginnen die therapeutischen Gespräche. Jedes Mädchen trifft sich mindestens zwei Stunden pro Woche zu Therapiesitzungen mit einem der Sozialarbeiter, in Härtefällen auch öfter.

Stück für Stück gewinnen die Erwachsenen das Vertrauen der Mädchen, damit diese sich öffnen und ihre traumatischen Erlebnisse verarbeiten können. „Das funktioniert vor allem mit den älteren gut“, erklärt Sozialarbeiterin Monica Kariuki. „Doch den Vier- und Fünfjährigen fehlen oft noch die Worte für ihre Gefühle.“ Sie behilft sich dann mit Buntstiften und Papier und fordert die Kleinen beispielsweise auf, ihre Familie zu malen: „Wenn ein Mädchen die Mutter in den schönsten Farben malt, und den Vater ganz in Schwarz, ist das eine wichtige Information für mich“, so Kariuki.

Das Rescue Dada Centre ist ein Ort, an dem vielen der Kinder zum ersten Mal in ihrem Leben zugehört wird, und sich jemand ihrer Probleme annimmt. Der Kenianische Staat tut wenig für Kinder in Not. Über zweieinhalb Millionen Waisen gibt es im Land, und allein in Nairobi 60 000 Straßenkinder. Dem stehen landesweit gerade mal 24 staatliche Kinderheime gegenüber, die Platz für weniger als 2000 Kinder bieten. Staatlichen Heimen werden schwere Missstände vorgeworfen. Mit durchschnittlich 66 Euro im Monat seien deren Mitarbeiter deutlich unterbezahlt, rechnet die kenianische Tageszeitung „Nation“ vor. Um über die Runden zu kommen, zweigten sie Spendengelder ab, auch Spielzeug und Kleidung verschwänden. Es wird sogar berichtet, dass Heimkinder zu wenig zu essen bekommen.

Widerfährt Straßenkindern ein Unrecht, werden sie etwa vergewaltigt oder ausgeraubt, gibt es niemanden, an den sie sich wenden können. Vor der Polizei haben sie Angst – zu Recht: die Kenianische Polizei gilt als besonders brutal, nicht selten misshandeln oder töten Beamte Straftäter und Verdächtige auf der Wache.

„Herumstreunen auf der Straße“ ist in Kenia verboten. Werden Straßenkinder erwischt, müssen sie mit drakonischen und willkürlichen Strafen rechnen. Die Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch befragte 45 Straßenkinder in Nairobi, die bereits mit der Polizei in Kontakt gekommen waren: 25 erzählten von Gewalthandlungen. Nur sieben versicherten, keinerlei Gewalt erlebt zu haben.

Dabei sind es gerade die Kinder ohne Obdach, die besondere Hilfe und Zuwendung benötigen. Die 14-jährige Rachael zum Beispiel lief vor den Missständen zu Hause davon, um dann auf der Straße noch Schlimmeres zu erleben. Der Vater schlug die Mutter, diese wiederum ließ ihre Wut und ihre Frustration an der Tochter aus. „Sie zog mich nackt aus und drosch auf meinen Körper ein, bis ich blutete“, erzählt Rachael. Einmal verlor sie nach dem Einkaufen das Wechselgeld, da geriet ihre Mutter vollends in Rage: „Sie ging

mit einem Messer auf mich los und stach mir in Rücken und Bauch.“ Rachael floh auf die Straße. Sie verkroch sich auf Baustellen und unter Pappkartons – wo sie sich zwar einsam fühlte, aber wenigstens weit weg war von der wütenden Mutter. Schnell stellte sich heraus, dass dort draußen eine weitere Gefahr auf sie lauerte: Dreimal wurde sie in nur wenigen Monaten von fremden Männern überfallen, verschleppt und vergewaltigt – bis sie vom Rescue Dada Centre erfuhr – und dort endlich Hilfe bekam.

Ziel der Arbeit im Rescue Dada Centre ist es, die Kinder zu stärken, ihnen Mut zu machen für eine bessere Zukunft. Am Ende des Jahres sollen die Kinder nach Möglichkeit zu ihrer Familie zurückkehren. „Dafür ist eine intensive Zusammenarbeit mit den Eltern wichtig“, so Projektleiterin Mary Gatitu. Vier Vormittage pro Woche sind für Familienbesuche reserviert: Die Sozialarbeiter suchen die Eltern der Mädchen in ihren Hütten auf, versuchen herauszufinden, warum das Kind geflohen ist. Oft ist den Eltern überhaupt nicht klar, dass sie etwas falsch gemacht haben. Kinder zu schlagen etwa ist in Kenia noch weit verbreitet. Und viele Eltern denken nicht so weit, dass ihre Kinder, wenn sie zur Schule gehen, es einmal besser haben könnten als sie selbst. Geduldig gehen Gatitus Mitarbeiter von Haus zu Haus, erklären den Eltern wieder und wieder die vermeintlich einfachsten Dinge.

So unterbricht das Rescue Dada Centre zumindest für einige der Mädchen den Teufelskreis aus Armut, mangelnder Bildung und Krankheit, der Generationen von Kenianern fest im Griff hat. Auch Eltern, die es gut mit ihren Kindern meinen, sie aber aus schierer Armut zum Betteln oder Arbeiten schicken, bietet das Rescue Dada Centre eine Perspektive: In einem eintätigen Kurs vermitteln dessen Mitarbeiter ihnen die Grundlagen des Wirtschaftens, etwa, um einen kleinen Second-Hand-Laden oder einen Gemüsestand aufzubauen. Für ihr Geschäft erhalten sie umgerechnet 40 Euro Startgeld. Brauchen sie mehr, geben ihnen die Sozialarbeiter Tipps, wo sie einen Mikrokredit bekommen können.

Doch das ist noch längst nicht alles: Zum Rescue Dada Centre gehören auch zwei Ausbildungsinstitute, in denen junge Männer und Frauen an dreimonatigen Computerkursen teilnehmen können und an Lehrgängen, in denen sie in einem halben Jahr das Friseur- und Kosmetikerhandwerk lernen können. Bewohner der Elendsviertel zahlen für die Computerkurse nichts. Auch die Lehrgänge im Schönheitssalon waren früher kostenlos, da aber viele Mädchen den Kurs abbrechen, müssen sie nun einen symbolischen Betrag von 15 Euro zahlen. Die Kurse, die für die jungen Männer und Frauen auf dem freien Markt unerschwinglich wären, ermöglichen ihnen neue berufliche Perspektiven. Nicht nur Eltern profitieren von den Lehrgängen, auch die Mädchen selbst sehen: Es gibt eine Zukunft nach ihrem Jahr im Rescue Dada Centre.

Im Laufe des Jahres machen sich die Sozialarbeiter ein immer differenzierteres Bild von der Situation jedes Kindes. Haben die Eltern

dazugelernt und kann das Mädchen zu ihnen zurück? Oder gibt es eine liebevolle Tante oder Großmutter, die das Kind aufnehmen kann? Kommt niemand aus der Familie in Frage, suchen Mary Gatitu und ihre Mitstreiter nach einer Pflegefamilie oder einem Paten, der dem Mädchen das Leben in einem Internat finanziert. Alternativ organisieren sie einen Platz in einem Heim, das gut für das Mädchen sorgt. Sind ihre Schützlinge ausgezogen, kontrollieren die Sozialarbeiter drei Jahre lang, ob sich die Lebensbedingungen auch tatsächlich verbessert haben: Ob die Mädchen zur Schule gehen, genügend zu essen bekommen, und ob sie vor seelischer und körperlicher Gewalt geschützt werden. Über die Schicksale „ihrer“ Mädchen nach dem Aufenthalt im Rescue Dada Centre führen sie genauestens Buch. Jackson Ochieng zieht die Liste des Jahrgangs von 2009 aus einem Aktenordner. „Zwei sind wieder fortgelaufen“, erzählt er. Unzufrieden runzelt er die Stirn: „Das sind zwei zu viel.“ Ochieng und seine Kollegen sprechen diese Kinder erneut an, versuchen herauszufinden, wovor sie geflohen sind. Und bieten ihnen an, noch einmal ins Zentrum zu kommen.

Das Rescue Dada Centre lässt niemanden hängen. Auch die Mädchen nicht, für die sich nach Ablauf eines Jahres kein geeigneter Platz gefunden hat. Neema zum Beispiel, deren Familie sie verstoßen hat: „Ich bin sehr glücklich hier“, sagt sie dankbar. „Ich bekomme Liebe, es geht mir gut.“ Aber sie hat die anderen Mädchen ihres Jahrgangs gehen sehen, zurück zu ihren Eltern und Verwandten. „Ich freue mich so für sie, aber es macht mich auch ein bisschen traurig. Denn nichts wünsche ich mir mehr als eine richtige Familie.“

Das Rescue Dada Centre wurde 1991 von der Erzdiözese Nairobi als eines der wenigen Straßenkinder-Programme aufgebaut, das sich an Mädchen im Alter von 4-16 Jahren wendet. Zu den Bereichen Prävention, Sozialarbeit in den Straßen und Rehabilitation kam später ein berufliches Ausbildungsangebot hinzu mit der Möglichkeit, einen anerkannten Ausbildungsabschluss zu erwerben. MISEREOR fördert das Rescue Dada Centre seit dem Jahr 1992. Sie können die MISEREOR-Partner in Nairobi mit einer Spende unterstützen. Bitte geben Sie dabei die Nummer **P 70090** an.